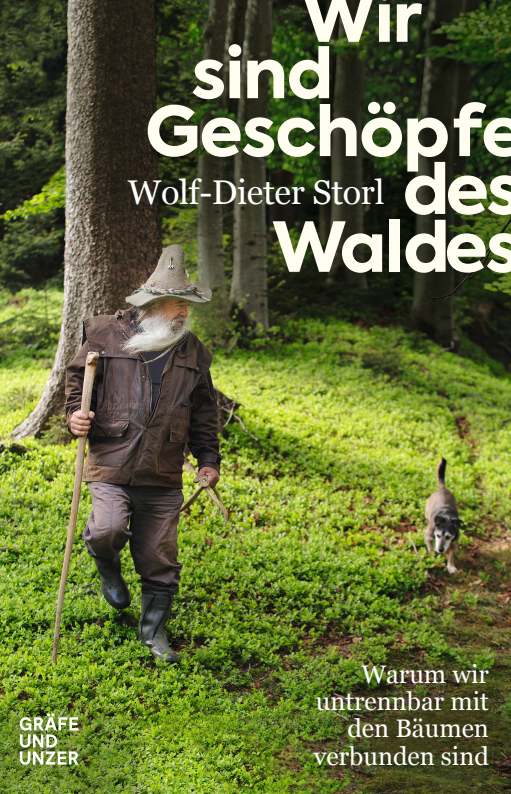


A man with a long white beard and a traditional hat is walking through a forest. He is wearing a brown jacket and holding a long wooden staff. A small dog is running ahead of him. The forest floor is covered in green moss and ferns. The background shows tall trees and dense foliage.

Wir sind Geschöpfe des Waldes

Wolf-Dieter Storl

GRÄFE
UND
UNZER

Warum wir
untrennbar mit
den Bäumen
verbunden sind



Da wirst du mehr in den Wäldern finden
als in den Büchern.

Die Bäume und die Steine werden dich Dinge lehren,
die dir kein Mensch sagen wird.

*Bernhard von Clairvaux
(1090–1153), Mystiker*

DU KANNST DEN WALD VERLASSEN, ...

...der Wald aber verlässt dich nie! Der Wald ist nicht nur ein biologischer Gegenstand, ein »Ökosystem« irgendwo da draußen außerhalb von uns; der Wald ist auch in uns, ist Teil unserer Seelenlandschaft. Die innige Verbindung unserer Spezies mit der Baumwelt entstand vor 65 Millionen Jahren, als die Riesenechsen, die Dinosaurier, gerade ausgestorben waren und wir als winzige, blatt- und fruchtefressende Primaten, nicht unähnlich den heutigen Mausmakis in Madagaskar, durch das Geäst der tropischen Urwälder Afrikas huschten. So klein waren unsere entwicklungsgeschichtlichen Vorfahren damals, dass wir sie – wie Mäuschen – locker in unserer heutigen Hand hätten halten können.

Unsere Verbundenheit mit den Bäumen hat also tiefe und innige evolutionäre Wurzeln. Wir entwickelten uns im und mit dem Wald. Über Millionen Jahre hinweg waren die Bäume unsere Welt; sie prägten uns physisch, seelisch und geistig. Viele Millionen Jahre später streiften wir als Jäger und Sammler noch immer durch die Wälder, den Dschungel, durch savannenartige Baumsteppen oder die mit Koniferen und Birken bewachsene Taiga.

VOM ABGESONDERTSEIN UND DER MACHT DER MAYA

Heutzutage haben wir diese Verbindung mit dem Wald (fast) vergessen. Die meisten Zeitgenossen leben in Megastädten, umgeben von Menschenmachwerk aller Art, von summanden, surrenden, blinkenden oder auch stummen Maschinen, die das Leben angeblich leichter machen, aber zugleich auch stressvoller und komplizierter. Mit Beton statt Moos und Humuserde unter den Füßen, mit elektronischer Musik statt Vogelgesang und Insektensummen in den Ohren und einem Bewusstsein, das von virtuellen, fiktiven Inhalten besetzt ist, gehen die meisten von uns

durchs Leben. Bildschirme, sei es TV, PC oder iPhone, saugen unsere Seelen in Scheinwelten hinein. Dabei rückt die wahre Natur in die Ferne. Wer kennt überhaupt noch die Bäume im Wald, die Kräuter, die da unter der Hecke am Haus oder in den Ritzen der Mauern und Gehsteige wachsen? Was wissen wir noch über ihre Heilkraft, ihren Duft, ihre Eigenschaft als nahrhaftes Wildgemüse? Wer kennt noch den Falter oder das Kerbtierchen im Hinterhof, wer nimmt sich Zeit, dem Gesang eines Vogels zu lauschen? Und wenn man dem doch näher kommen will, dann geschieht das meist mit dem Kopf, der einem ständig eine Unmenge Fakten und Daten zuschnattert, der sie als Objekte definiert, als Dinge, die einem gegenüberstehen, als etwas, was man analysiert, und nicht etwas, mit dem man mit dem lauschenden, mitfühlenden Herzen in Resonanz geht.

Zunehmend verlieren wir nicht nur die Verbindung mit der Natur, sondern auch mit den Mitmenschen und schließlich mit unserem Seelenkern. Ich komme aus einer Zeit, in der man – auf der Straße, in der Bahn, dem Bus, der Kantine und in der Kneipe – noch miteinander redete. Heute treffen die meisten auf die kleinen viereckigen Handysdisplays oder Laptops. Viele sind davon derart absorbiert, dass man meinen könnte, man hätte es mit lauter Autisten zu tun. Auch der Zugang zur Natur besteht für viele aus einer App: Falls einen das in der Mauerritze wachsende Unkraut überhaupt interessiert, hält man das Smartphone darüber und – zack! – hat man den Namen und braucht es nicht länger anzuschauen. Und die Sterne am Himmel? Da braucht man nicht lange hinzuschauen, mit der richtigen App kann man in Sekundenschnelle die Konstellation scannen.

Auf diese Weise besteht die Gefahr, dass sich die Menschheit allmählich von ihrem Nährboden, von ihrer schönen Heimat, der Erde, löst. Schon jetzt träumen einige tonangebende Wissenschaftler vom *Terraforming*, von der Wohnbarmachung und Besiedlung des Mars und anderer Himmelskörper als »zweiter Erde«. Dabei wissen wir noch nicht einmal, wie man auf dieser Erde richtig lebt. Es war und ist diese Erde, die uns zu dem form-



Wer möchte schon leben
ohne den Trost der Bäume.

Günter Eich (1907–1972)

II. GESCHÖPFE DES WALDES: UNSERE EVOLUTION

Wie innig und tief ist doch unsere Verbundenheit mit den Bäumen, den Wäldern! Sie verliert sich in den Nebeln der frühen Entwicklungsgeschichte. Vor rund 400 Millionen Jahren begann die Vegetation, das feste Land zu erobern. Und wir waren mit dabei. Als kleine, den Wassermolchen ähnliche Lurche.

In den feuchten, warmen, ausgedehnten Sumpfgebieten des Oberen Silurs und des Unteren Devons kämpften verschiedene Baumfarne, Bärlappgewächse, Siegel- und Schuppenbäume, Moose und Schachtelhalme ums Licht und wuchsen dabei immer höher: Sie entwickelten größere Blätter, um das Sonnenlicht besser zu nutzen, und überzogen diese mit einer Wachsschicht, um unnötige Verdunstung zu verhindern. Mithilfe von Spaltöffnungen auf der Unterseite der Blätter konnten sie atmen – das heißt, sie konnten CO₂ (Kohlendioxid) aus der Luft aufnehmen und den Sauerstoff als »Abfall« ausleiten. Übrigens ist das Spurengas CO₂ beileibe kein Umweltgift, wie es einige Halbgebildete heute behaupten. Kohlendioxid ist für die Photosynthese (Kohlenstoffassimilation) absolut notwendig; es ist Bestandteil des Traubenzuckers (Glukose), des Urmoleküls der organischen Chemie, der mithilfe der Sonnenenergie aus CO₂ und Wasser synthetisiert wird und alles Leben ernährt. Ohne CO₂ kein Leben! Pflanzen bauen ihre Körper, ihre Skelette, aus Kohlenstoff auf.

In dieser Zeit, der letzten Phase des Erdaltertums, entwickelten die Pflanzen, allen voran die Farngewächse, Lignin (lateinisch *lignum* = Holz) und lagerten es in ihre Zellen ein. So konnten sie in die Höhe wachsen, richtige Wurzeln bilden und zu Bäumen werden. Die vorhergehenden Moose und die Algen im Meer konnten das nicht. Dank der Verholzung entwickelten diese Pflanzen echte Leitgewebe, die das Wasser nach oben transportieren und den in der Photosynthese gewonnenen Zucker an alle Gewebe verteilen.

Die Biomasse der Pflanzen besteht vor allem aus Kohlenstoff, und zu dieser Zeit gab es auf der Erde mehr als genug Kohlendioxid. So konnten die Pflanzen riesig werden und richtige Wälder bilden. Die Schachtelhalme und Bärlappgewächse, die heute nur ein paar mickrige Zentimeter hoch wachsen, erreichten damals eine Höhe wie unsere Fichten heutzutage.

KO-EVOLUTION VON PFLANZEN UND TIEREN

Mit den Pionierpflanzen kamen auch die ersten Tiere an Land: Riesige, aassessende Insekten, Libellen, Schaben, Tausendfüßler, Milben, Spinnen, Würmer, schneckenartige Weichtiere und eben auch unsere biologischen Vorfahren, die lebensfrohen Lurche. Die Sumpfwälder waren eine ideale Umwelt für diese Tiere. Viel Sauerstoff zum Atmen war durch die Photosynthese vorhanden, und die Temperaturschwankungen wurden durch die feuchte Luft gepuffert. Dank der Pflanzen hatte sich inzwischen auch eine Ozonschicht gebildet, die vor schädlichen kosmischen Strahlungen schützte.

Diese ersten Landwirbeltiere, die Ur-Amphibien, verloren die Flossen, Kiemen und Schuppen, die ihre Vorfahren, die Fische, noch besaßen. Sie entwickelten Gelenke, mit denen sie sich auf dem festen Boden bewegen konnten. Im Gegensatz zu Fischen konnten sie ihre Köpfchen heben. Unsere fünf Finger – die Voraussetzung für eine greifende Hand und später für unser Dezimalsystem der Zahlen – und die fünf Zehen haben wir von ihnen geerbt. Fische sind stumm; wahrscheinlich begannen diese Molche in den Schachtelhalmwäldern ihren Seelen eine Stimme zu verleihen – sie fingen an zu quaken, brummen oder brüllen.

SEELENLEBEN DER AMPHIBIEN

Über die Anatomie der Lurche im Erdaltertum wissen wir viel. Aber was für ein Bewusstsein hatten sie? Können wir das überhaupt wissen?

europäisch sprechenden Gruppen waren in den Wäldern zu Hause. Sie waren Brandroder, die weiterzogen, wenn der Boden erschöpft war. Sie wohnten in Blockhäusern und Dörfern mit Palisaden, züchteten Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine und bauten Roggen, Saatweizen, Hafer, Gerste, Hirse und verschiedene Gemüse an.

- **Balten:** Die indoeuropäisch sprechenden Völker, die die bewaldeten Regionen am östlichen Rand der Ostsee besiedelten, werden Balten genannt. Zu ihnen zählen die Litauer, die Letten und die alten Preußen. Letztere wurden im Laufe der Geschichte völlig germanisiert; ihre Sprache erlosch im frühen 18. Jahrhundert. Weiter nordöstlich leben die mit vielen sibirischen Stämmen verwandten finno-ugrischen Völker, zu denen die Esten, Finnen, Liven und Karelier gehören; ihre Kultur ist ein Bindeglied zu den schamanisch geprägten Völkern in den Borealwäldern und der Taiga im Osten.

DAS WALDVOLK DER KELTEN

»Wie Merlin
möcht' ich durch die Wälder ziehn;
was die Stürme wehen,
was die Donner rollen,
und die Blitze wollen,
was die Bäume sprechen,
wenn sie brechen,
möcht' ich wie Merlin verstehen.«
Nikolaus Lenau (Wanderlieder)

Fast jeder weiß, dass die Priester, Gelehrten und Führer der Kelten Druiden genannt wurden. Allein schon dieser Name ist waldbezogen. Die Bezeichnung Druide lässt sich in zwei Teile

zerlegen: **dru* (Baum, Eiche) und **wid* (Wissen). Der Druiden ist also der »Baumweise« oder »Eichenweise«. Plinius der Ältere, ein schreibwütiger pensionierter römischer Admiral, berichtet: »Die Druiden halten nichts für heiliger als die Mistel und den Baum, auf dem sie wächst, wenn es nur eine Eiche ist. Sie wählen an sich schon die Eichenhaine und verrichten kein Opfer ohne das Laub dieses Baumes, sodass sie ihren Namen Druiden nach dem griechischen Wort (*Drys* = Eiche) erhalten haben könnten.«⁵¹ Weiter schreibt er: »Sie ziehen Eichenhaine allen anderen (als Tempel) vor und vollziehen keine feierlichen Gebräuche ohne Eichenblätter. Sie bilden sich ein, dass alles, was auf diesen Bäumen wächst, vom Himmel gesandt und ein Zeichen ist, dass die Götter diesen Baum besonders ausgewählt hat.«

Wer kennt nicht die Geschichte von weißgewandeten Druiden, die mit goldener Sichel die Mistel schneiden, auf einem weißen Tuch auffangen und dazu zwei blumenbekränzte Jungtiere opfern? Natürlich war das nicht der alltägliche Brauch keltischer Kräutersammler, sondern ein hochmagisches Ritual, durchgeführt bei der Thronbesteigung eines neuen Königs. Die schleimigen, weißen Mistelbeeren galten als die Spermatropfen des kosmischen Stiers; sie sollten dem neuen Herrscher, der mit der Göttin des Landes vermählt wurde, kosmische Zeugungskräfte verleihen.

Der heilige Ort war für die Kelten der Eichenhain, Drunemeton (altirisch *nemed* = heilig; verwandt mit lateinisch *numen*), und nicht irgendein Tempel oder Gebäude. Caesar, der seine Feinde genau studierte, schrieb, dass die Druiden bei ihrer Ausbildung als Magier, Ärzte, Barden, Propheten und Hüter des Wissens 20 Jahre – wie Hirsche lebend – im Eichenwald verbrachten. Während dieser Zeit in den heiligen Hainen übten sie Askese, opferten und vollzogen die magischen Rituale, die schon in der nichtmateriellen, geistigen Dimension die Dinge richteten und harmonisierten, ehe sie sich auf der materiellen Ebene manifestierten. Sie lernten die Überlieferungen und Gesänge durch mündliche Weitergabe auswendig und nicht aus Büchern. Man

den Nordstern. Wenn die Zeit gekommen ist, wird er aus dem Großen Wagen aussteigen, um die Welt wieder weise und gerecht zu regieren. Diese Geschichten erklären, dass nichts verloren geht und in den großen Zeitenkreisen alles wiederkehrt, auch das alte Wissen. Die Bäume – insbesondere die Eichen – sind Hüter dieses verborgenen Wissens.

DRU (EICHE, BAUM)

»Die Eiche war ein heiliger Baum,
so kann man ihn noch immer schau'n,
robust und knorrig, mächtig stark,
ein Riese, unbeugsam, autark.
Dem Donnergott war er geweiht,
eintausend Jahre zählt seine Zeit.«

Jürgen Wagner (Dichter, Waldmensch, 2014)

Die Eiche vertrat im gesamten indogermanischen Kulturkreis – bei Kelten, Slawen, Germanen, Balten, Römern und Griechen – den Weltenbaum. Sogar für die vedischen Inder war die Eiche (Sanskrit *dṛu*) der Weltenbaum, ehe sie weiter nach Süden zogen, wo dieser Baum nicht wächst. Dort, im Indus- und Gangestal, übertrugen sie ihre Verehrung auf den Feigenbaum, den Pipal-Baum (*Ficus religiosa*).

Das alte Wort für Baum, *Dru* oder auch *Der*, erscheint im englischen *tree*, im schwedischen *träd* oder im dänischen *træ* oder versteckt in unserem Holunder, Wacholder, Apolder (Apfelbaum), Rüster (Ulme) und Flieder. Zur selben Sprachwurzel gehören eine ganz Reihe positiv belegter Begriffe, wie Treu (englisch *true*), Trauen (englisch *trust*, *betrowth* = anvertrauen) oder Trost; sogar der inzwischen durch den Buddhismus bekannte Sanskritbegriff Dharma (Proto-Indoeuropäisch **dher* = das, was sicher trägt, stark; *dhri* = tragen) hängt mit der Eiche als dem Baum der Bäume zusammen.

Türschwellen, Tore, Türen wurden seit eh und je aus dem harten, robusten, lang haltbaren Holz gezimmert, das eine hohe Rohdichte besitzt und sich kaum verzieht. Diese Begriffe – auch das Sanskrit-Wort *torana* für »Tor« und »Bogen« – gehören zum selben Bedeutungskomplex. Bäume, insbesondere die Eichen, sind auch Tore zur Anderswelt, zu den Göttern.

Die mit der Eiche assoziierten Götter sind vor allem blitzkeiltragende Himmelsgötter, wie Donar/Thor (angelsächsisch *Thunar*), der baltische Perkunas, der slawische Perun, der keltische Tanaris, der griechische Zeus und der römische Jupiter. Diese Götter galten als Feinde der Drachen und Lindwürmer, als Regenbringer und Befruchter der Erdgöttin. Man unterhielt ihnen zu Ehren heilige Feuer aus Eichenholz, die – unter Todesstrafe – nie erlöschen durften. Im heidnischen Novgorod brannte ein solches Feuer zu Füßen der Statue des donnerkeiltragenden Perun. Ähnliche Feuer waren in Polen und bei den Balten bekannt. Noch lange nach der Bekehrung zum neuen Glauben wurden vielerorts die Mittsomerfeuer mit Eichenholz gefüttert, denn die Sommersonnenwende ist eine Zeit, in der Gewitter häufig sind.

Kildare (Irland) – der Name bedeutet »Heiligtum der Eiche« – war einst ein Drunemeton (siehe auch Seite 207). Hier brannte ein heiliges, vermutlich mit Eichenholz gefüttertes Feuer, das zu Ehren der heiligen Brigit, der Schutzpatronin Irlands, christianisiert wurde und noch bis ins 16. Jahrhundert von 19 Jungfrauen (Nonnen) gehütet wurde. Auch in Rom brannte einst ein ewiges Feuer aus Eichenholz, es war aber einer Göttin geweiht, der Vesta, der Beschützerin von Heim und Herd; Vestalinnen, absolut keusche Jungfrauen, hüteten dieses Feuer. Übrigens wurde der Vatikan auf einem der sieben, ursprünglich mit Eichen bewachsenen Hügel Roms errichtet. Der Wald war dem Jupiter, dem Götterkönig und Träger des Blitzkeils, geweiht. Der Petersdom wurde nicht nur so benannt, weil der Apostel angeblich dort seinen Märtyrertod erlitten hatte, sondern vor allem deswegen, weil Petrus im Volksglauben Jupiters Stelle als Wetterherr einnahm.

Du kannst den Wald verlassen, der Wald aber verlässt dich nie!

Wolf-Dieter Storl

Der Wald ist nicht nur ein Ökosystem irgendwo da draußen – er ist auch in uns, er ist Teil unserer Seelenlandschaft. Diese einzigartige Beziehung begann vor 65 Millionen Jahren, als wir als Primaten durch das Geäst der tropischen Urwälder Afrikas huschten. Unsere Verbundenheit mit den Bäumen hat also tiefe und innige evolutionäre Wurzeln.

Heutzutage haben wir diese Verbindung mit dem Wald (fast) verloren. Die meisten Zeitgenossen leben in Großstädten, mit Beton statt Moos und Humuserde unter den Füßen und elektronischer Musik statt Bienensummen in den Ohren. Dabei rückt die wahre Natur in die Ferne.

Der Bestsellerautor Wolf-Dieter Storl möchte uns den Wald wieder näherbringen. Er gibt uns einen Einblick in die Tiefen des Waldes mit seiner Geschichte, seinen Mythen, Bildern und Symbolen.

Die erste Biografie der Beziehung zwischen Mensch und Wald wird damit eine Reise zu unseren wahren traditionellen Wurzeln.

WG 984 Natur

ISBN 978-3-8338-6669-2

